

taz-nord: „Andersrum“ – Menschen von hinten

Mit ihrem Projekt „Andersrumportrait“ will Alexa Seewald Homophobie bekämpfen > Seite 23



taz. die tageszeitung



AUSGABE NORD-HH | NR. 9561 | 31. WOCHEN | 33. JAHRGANG

DIENSTAG, 2. AUGUST 2011 | WWW.TAZ.DE

€ 1,90 AUSLAND | € 1,60 DEUTSCHLAND

HEUTE IN DER TAZ



AI WEIWEI Er wurde in China inhaftiert, weil er Steuern hinterzogen haben soll. Was ist da dran? > SEITE 13

BRUMLIK Was Wagners Ring mit dem Marx'schen Kapital zu tun hat > SEITE 17

PROTHESE Ob Hüfte

Die Tea Party hat eingeschwenkt

USA Präsident Barack Obama verkündet Einigung im Schuldenstreit. Die Demokraten haben verloren, die Tea Party hat sich durchgesetzt. Der Staat muss kräftig sparen. Die Reichen bleiben ungeschoren. Die Zechen zahlen die Ärmsten > Seite 2 und 3





nord

www.taz-nord.de
redaktion@taz-nord.de
Redaktion: 040 38 90 17 30
Harkortstraße 81 • 22765 Hamburg

Hamburg 040-38 90 17-0 | fax: -50 | Bremen 0421-960 26-30 | fax: -50 | redaktion@taz-bremen.de | Hannover 0511-89 70 05-20 | fax: -21 | hannover@taz-nord.de

KOMMENTAR:
KLAUS IRLER ÜBER
PR IM STAATSAUFTRAG

Schöner Schein

Werbeagenturen sind dafür da, dass ein Produkt oder eine Person mit Hilfe von Medien beworben wird. Werbeagenturen denken nur insoweit über Inhalte nach, wie es dem Erreichen des Zieles dient. Sie beherrschen die Kunst der Verpackung und lassen sich den Inhalt vom Auftraggeber diktieren. Ihre Welt ist die Welt des schönen Scheins – nicht des Arguments.

Daher hinterlässt es einen faden Geschmack, wenn in Hamburg eine Behörde ihr Bauvorhaben eines umstrittenen Autobahndeckels von einer Werbeagentur bewerben lässt. Die Politik, die eigentlich mit der Kraft des Argumentes überzeugen sollte, holt sich Hilfe aus der Welt der schönen Verpackung. Offenbar fehlen ihr die Argumente. Oder sie ist nicht bereit, ihre Arbeitskraft darin zu investieren.

STADTPLANUNG Angst vor Altona 21

Hamburgs Stadtentwicklungsbehörde plant einen Deckel über die A7. Wegen der „kritischen Haltung“ der Bevölkerung hat sie ein PR-Konzept bei Profis bestellt. Eine Initiative, die den Tunnel skeptisch sieht, spricht nun von „Manipulation und Überwachung auf Kosten des Steuerzahlers“

SEITE 22

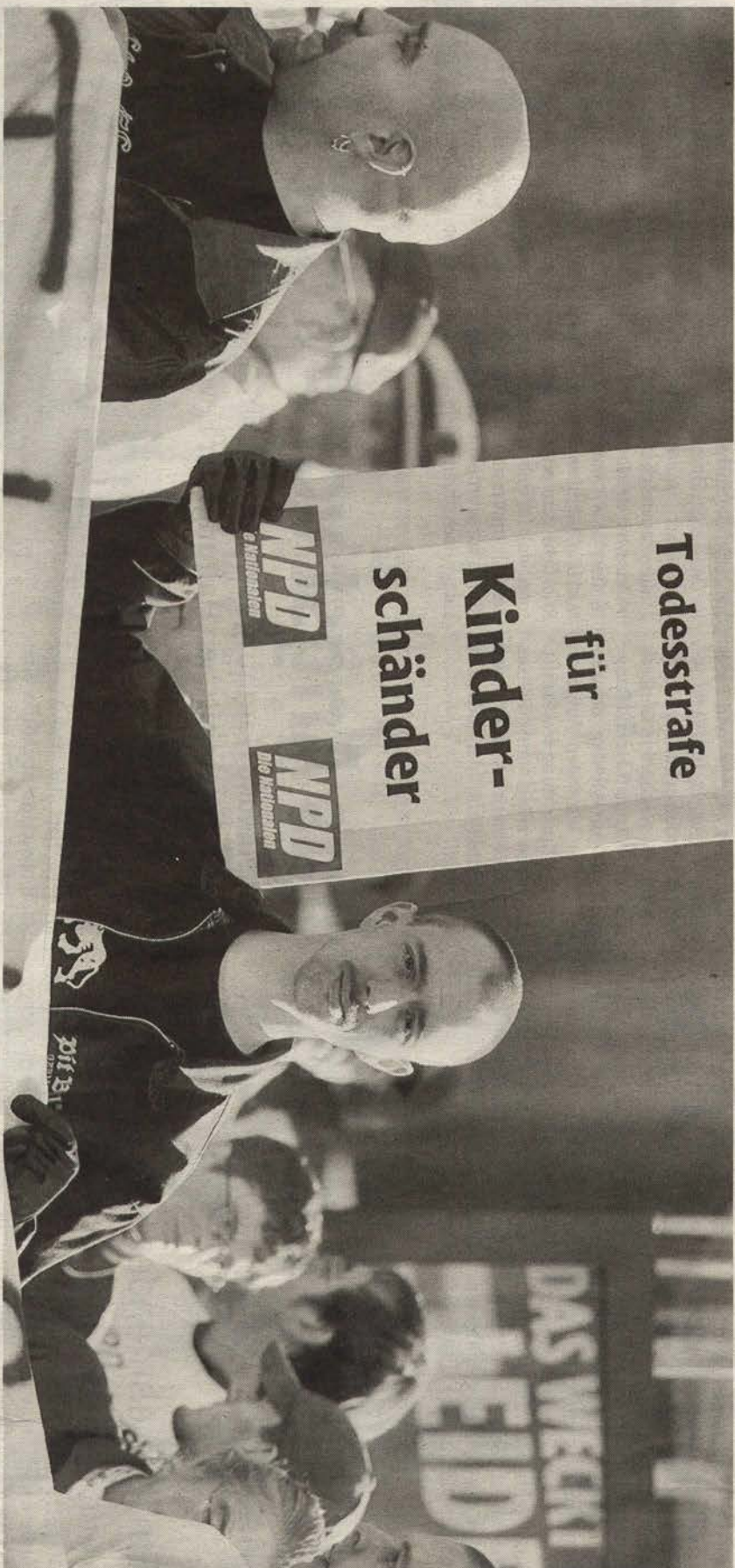
FOTOS GEGEN HOMOPHOBIE „Ich möchte Vielfalt zeigen“

Mann oder Frau? Schwul oder hetero? Für ihr Projekt „Andersrumportrait“ hat Alexa Seewald bisher rund 2.000 Menschen von hinten fotografiert. Ein Gespräch darüber, dass der Schein manchmal trügt – und Klischees manchmal ein wahrer Kern inneohnt

SEITE 23

DIENSTAG, 2. AUGUST 2011

21



Wollen von der Angst vor Sexualstrafatären profitieren: NPD-Anhänger demonstrieren Foto: dpa

Pädophilenjagd als Werbetrick

RECHTSRADIKALE Eine schleswig-holsteinische Zeitung stellte einen „Pädophilen-Jäger“ vor und übersah, dass der

„Wir sehen nur, was wir zu sehen erwarten“

SICHTBARKEIT (I) Mann

oder Frau? Schwul oder hetero? Für ihr Projekt „Andersrum-Portrait“ hat die Hamburgerin Alexa Seewald 2.000 Menschen von hinten fotografiert. Ein Gespräch darüber, dass der Schein trügt – und Klischees auch einen wahren Kern haben können

INTERVIEW ILLKA KREUZTRÄGER

taz: Frau Seewald, wieso fotografieren Sie Menschen von hinten?

Alexa Seewald: Die Idee ist entstanden, als ich im vergangenen Jahr gefragt wurde, ob ich beim Lesben-Frühlingstreff in Hamburg einen Foto-Workshop übernehmen wolle. Ich wollte, denn ich war neugierig: Wie sehen Lesben aus? Wie steht es mit den Klischees?

Und das finden Sie heraus, indem Sie Rückseiten fotografieren?

Die Projektidee ist simpel: Es geht einfach darum, Personen in dem Wortspiel „Andersrum“ für das Andersrum-Sein zu fotografieren. Jedes Portrait setzt ein Zeichen gegen Diskriminierung und Schubladendenken. Ich möchte Vielfalt zeigen und die Zwischenbereiche jenseits der Klischeebilder abbilden. Denn im Alltag sehen wir oft die Welt durch die Brille der Gewohnheit. Und so sehen wir nur, was wir zu sehen erwarten.

Auf vielen Ihrer Fotos ist beispielsweise nicht zu erkennen, ob die Porträtierten Männer oder Frauen sind. Die Brille für Frau beziehungsweise Mann funktioniert schon einmal nicht.

Es geht im Projekt tatsächlich um Schubladendenken. Ich will das nicht generell verteufeln, weil es im Alltag so gar notwendig ist: Wenn der Mensch nicht gelernt hätte, in Kategorien zu denken, um die Flut an Informationen zu filtern, würde er wohl

nicht.

Ein Beispiel?

Ich habe zwei junge Frauen mit Hut und Minirock fotografiert, die vom Optischen her überhaupt nicht in das Raster „Lesbe“ fallen. Auch wenn die beiden das offen ausleben, werden sie vom Betrachter nicht als lesbisch erkannt, bloß, weil sie in keiner Weise dem Bild entsprechen, das viele von Lesben im Kopf haben.

Verstehe. Aber um zu zeigen, dass das Liebesleben nicht an Äußerlichkeiten zu erkennen ist, müssten Sie nicht die Rückseite der Leute fotografieren.

Stimmt, aber ich hatte auch angenommen, dass viele sich vielleicht nicht geoutet haben oder ein Problem damit haben, sich fotografieren zu lassen. War diese Sorge denn begründet?

Überhaupt nicht, es war vielmehr mein eigenes Vorurteil. Ich musste feststellen, dass die meisten sich im Gegenteil viel lieber von vorne hätten fotografieren lassen. Viele sehen das Projekt als Chance, um Präsenz zu zeigen und ein Zeichen gegen Homophobie, Stigmatisierung und Schubladendenken zu setzen.

Mittlerweile sind bei großen Shootings in Berlin, Hamburg und Karlsruhe insgesamt an die 2.000 Porträts entstanden. Haben Sie denn jetzt eine Antwort auf Ihre Frage gefunden: Wie sieht die Szene aus?

Naja, durch das Projekt hat sich schon bestätigt, dass jedes Kli-



Zeichen setzen gegen Diskriminierung und Schubladendenken: zwei von Tausenden „Andersrumportraits“ Fotos (2): Alexa Seewald



Das Hinterfragen solcher festgefahrener Gedankenmuster kann allerdings nicht schaden. Aber ich hasse es, wenn man in Extremen denkt, total feministisch beispielsweise oder wenn man sich in einem Bereich extrem und über die Maßen engagiert. Das führt nämlich auch dazu, dass gerade Menschen, die nicht so viel Kontakt zu Homosexuellen haben, meinen zu sehen, wer schwul und wer lesbisch ist und wer eben

des Märchen auf einem Kern Wahrheit beruht. Aber es gibt viel mehr, als man meint und denkt. Es gibt alles, querbeet, ein Querschnitt durch die Bevölkerung, das Äußere ist völlig egal. Auf Ihren Fotos sind dann ja auch nicht nur Frauen in Holzfällerhemden, sondern beispielsweise auch sehr schicke Frauen, jugendlich in Baggy Pants zu sehen. Oder ältere Herren. Oder Familien.

Ich will eben auch zeigen, dass lesbisch, schwul, queer, inter-, trans- und bisexuell zu sein, keine Frage des Alters, der sozialen Schicht, des Kleiderstils oder auch des Berufs ist.

Bei Ihren offenen Shootings beispielsweise auf Straßenseiten können Sie aber nicht beeinflussen, wer kommt. Sie wissen also nicht, ob die Porträtierten nicht doch einfach Heteros sind.

Indirekt beeinflussen Sie über die Wahl des Shooting-Ortes wer auf die Fotos kommt. Wenn ich also beim CSD, beim Lesben-Frühlingstreif, beim L-Beach, beim Schwul-lesbischen Neujahrsempfang oder beim Regenbogenfamilienfest fotografieren, weiß ich ja ungefähr, wer kommt. Ich klammere aber niemanden aus, der sich fotografieren lassen will. Doch es bleibt natürlich ein Projekt gegen Homophobie und deswegen fotografieren ich in erster Linie Homosexuelle. Oder sagen wir: Alle, die nicht der Heteronormativität entsprechen.

Was soll dabei herauskommen? Das Ziel ist, dass es irgendwann nicht mehr wichtig ist und akzeptiert wird, dass die sexuelle

Eine Art Feiertag

SICHTBARKEIT (II) Ein neuer Bildband zu „30 Jahren CSD in Hamburg“ feiert – als sei's ein Familienalbum – eine politische Bewegung: die der sexuell anderen

Möglicherweise erklärt dies die Existenz der Tunte, die ja eine neuliche Figur der Schwulenbewegung ist: Dass ein Mann, der sich wie eine Karikatur einer Hausfrau, einer Diva oder einer fetten Alten ausnimmt, auf alle Fälle sichtbar wird. Die Tunte, der Kerl auf Pömp, das war die Garantie dafür, dass das Publikum, das einer Christopher-Street-Day-Parade zuschaut, nämlich den Umgang nicht für eine öffentliche Botschaft, Variante einer typisch Botschaft, sondern eine typische Demo jener Jahre halten würde. Schlußfolgert, mehr oder weniger lärmend eher studierend

sen-WG zum Spaziergang auf Straßen aufgebrochen.

Nein, die Tunte, die ja für schwule Männer auch deshalb eine beinahe sakrale Entertainerin war, weil man glaubte, in ihr alle Kritik an heterosexuell-patriarchalen Modell aufgetrutscht zu sehen, diese Figur war beim ersten CSD in Hamburg ein eher bei-läufiges Phänomen. Ich kann und sollte das wissen, ich habe diese erste hamburgische Generation namens CSD mitorganisiert, damals, im Jahre 1980 hieß das noch Stonewall-Demo, weil in der New Yorker Stonewall-Bar Ende Juni 1969 erstmals Schwule und Transsexuelle, traumend gerade über den Tod ihres Schutzengels Judy Garland, sich gegen Polizei- und Schutzgeldtrazzen in ihrem Lokal namens „Stonewall Inn“ ziemlich körperlich zur Wehr setzten.

was waren wir stolz und aufge-regt, diesen ersten Hamburger CSD zu organisieren. Etwa Thomas Grossmann, Willi Klincker, Wolfgang Krömer, Aldi Stern, Johannes Pausch, Hans-Georg Strünke und Barbara Retzlaff – und etliche andere, die fanden, dass ein queeres Dasein im politischen Privaten weniger lohnt als öffentliches Lärm. Denn wir wollten da sein, auch Corny Littmann, damals noch Kopf der schwulen Variante von „Ton Steine Scherben“, die „Brühwarm“ hieß. Der fand die Demo-Idee prima.

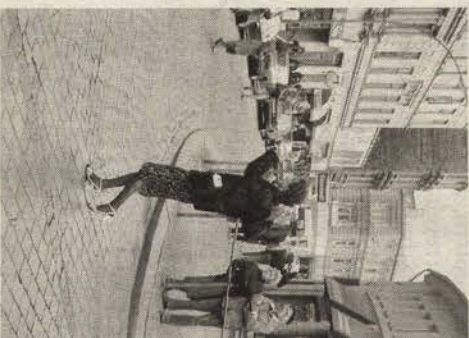
Man nahm allerdings, als wir uns dann schließlich zum Ort des Auftrags einfanden, kaum Notiz von uns. Auch nicht am Rande des Gänsemarkts und der langen Reihe: Polizisten am Rand lachten, viele Passanten guckten irritiert. Schwules, Lesbisches – das war damals auch im linken und alternativen Spektrum nicht doch einfach Heteros sind.

so außerhalb gewöhnlicher Sprechfähigkeiten, dass man schon auf das Mittel der Provokation zurückgreifen musste.

Männer in Frauentextilien

Also zum Tuntigen. Männer in Frauentextilien gab es schließlich 1981 mehrere. Man war ohnehin geschützt durch den evangelischen Kirchentag und die Friedensbewegung, die heftig demonstrierte – wir aber waren eine Volksbewegung von etwa 1.500 Leuten. Das kam uns mächtig viel vor – und niemand hätte damals prognostizieren wollen, dass derentsprechend auch in Hamburg mal Zehntausende zu einem CSD kommen würden.

Das ist heute anders – CSD ist eine Art Feiertag von *queerfolks*, von Schwulen, Lesben, Transsexuellen, Bisexuellen, ein Gesamtadvent oder Idealweihnachten. Jedenfalls ein Tag für die



Aufs Mittel der Provokation zurückgegriffen: 1981 auf dem Hamburger Gänsemarkt Foto: Chris Lambertsen

sagen könnte: für alle, denen sexuelle Freisinn unter Gleichen wichtig ist.

Chris Lambertsen hat nun, äußerst verdienstvoll, Fotografien für einen Bildband zur Verfügung gestellt – und Rolf Erdorf hat dieses schöne Kompendium herausgegeben. Schwule-lesbische Orientierung überhaupt keine Rolle spielt. Wir diskutieren ja auch nicht darüber, ob ich schützen bin oder blonde Haare haben. Outing ja oder nein, im Beruf oder nur privat? All diese Fragen sollte es gar nicht mehr geben.

Open-Air-Ausstellung „Andersrumportrait“: 5. bis 7. August, Hamburg, Jungfernstieg. Offenes Fotohooting am 6. August. Im Internet: <http://andersrumportrait.de>

Alexa Seewald

■ 28, wuchs als Tochter eines Diplomaten und einer Ethnologin in Uruguay auf. Studierte Kommunikationsdesign in Hamburg, wo sie 2010 das neue Medizinhistorische Museum des Uniklinikums gestaltete.



JAN FEDDERSEN

Innen haben schriftliche Beiträge verfasst zu diesem Geburtstagsbuch, das 30 Jahre CSD in Hamburg verhandelt. Alle sind des Lobes voll – und das ist auch richtig so. Denn diese Bewegung, die anfänglich kaum über die linksalternative Nische hinauswachsen wollte, kam richtig in Schwung, als die Aids-Krise politisch wichtig wurde – und als die Protagonistinnen neue waren, solche, die nicht mehr unter dem Zeichen des Verbotssparagaten 175 erwachsen werden mussten.

Dieses Buch ist auch ein Geschichtsbuch – man nehme es als Poesiealbum einer politisch-kulturellen Bewegung. Manches fehlt, etwa Dokumente zum sogenannten Klappensandal 1980, aber sonst ist alles da. Die Familie kann sich vergewissert fühlen: Alle Fotos bezeugen, dass es ein schöner Kampf war – und ist.

Chris Lambertsen: Schwul-lesbische Sichtbarkeit: 30 Jahre CSD in Hamburg. Männerschwarz Verlag

„...r, was wir zu sehen erwarten“

RÄGER

so foto-
en von

e ist ent-
angen
ch beim
n Ham-
op über-
te, denn



Und das finden Sie heraus, indem Sie Rückseiten fotografieren?

Die Projektidee ist simpel: Es geht einfach darum, Personen in dem Wortspiel „Andersrum“ für das Andersrum-Sein zu fotografieren. Jedes Portrait setzt ein Zeichen gegen Diskriminierung und Schubladendenken. Ich möchte Vielfalt zeigen und die Zwischenbereiche jenseits der Klischeebilder abbilden. Denn im Alltag sehen wir oft die Welt durch die Brille der Gewohnheit. Und so sehen wir nur, was wir zu sehen erwarten.

Auf vielen Ihrer Fotos ist beispielsweise nicht zu erkennen, ob die Porträtierten Männer oder Frauen sind. Die Brille für Frau beziehungsweise Mann funktioniert schon mal nicht.

Es geht im Projekt tatsächlich ums Schubladendenken. Ich will das nicht generell vernein, weil es im Alltag sogar notwendig ist: Wenn der Mensch nicht gelernt hätte, in Kategorien zu denken, um die Flut an Informationen zu filtern, würde er wohl verrückt werden. Das Hinterfragen solcher festgefahrener Gedankenmuster kann allerdings nicht schaden. Aber ich hasse es, wenn man in Extremen denkt, total feministisch beispielsweise oder wenn man sich in einem Bereich extrem und über die Maßen engagiert. Das führt nämlich auch dazu, dass gerade Menschen, die nicht so viel Kontakt zu Homosexuellen haben, meinen zu sehen, wer schwul und wer lesbisch ist und wer eben

nicht.

Ein Beispiel?

Ich habe zwei junge Frauen mit Hut und Minirock fotografiert, die vom Optischen her überhaupt nicht in das Raster „Lesbe“ fallen. Auch wenn die beiden das offen ausleben, werden sie vom Betrachter nicht als lesbisch erkannt, bloß, weil sie in keiner Weise dem Bild entsprechen, das viele von Lesben im Kopf haben.

Verstehe. Aber um zu zeigen, dass das Liebesleben nicht an Äußerlichkeiten zu erkennen ist, müssten Sie nicht die Rückseite der Leute fotografieren.

Stimmt, aber ich hatte auch angenommen, dass viele sich vielleicht nicht geoutet haben oder ein Problem damit haben, sich fotografieren zu lassen.

War diese Sorge denn begründet?

Überhaupt nicht, es war vielmehr mein eigenes Vorurteil. Ich musste feststellen, dass die meisten sich im Gegenteil viel lieber von vorne hätten fotografieren lassen. Viele sehen das Projekt als Chance, um Präsenz zu zeigen und ein Zeichen gegen Homophobie, Stigmatisierung und Schubladendenken zu setzen.

Mittlerweile sind bei großen Shootings in Berlin, Hamburg und Karlsruhe insgesamt an die 2.000 Porträts entstanden. Haben Sie denn jetzt eine Antwort auf Ihre Frage gefunden: Wie sieht die Szene aus?

Naja, durch das Projekt hat sich schon bestätigt, dass jedes Klischee ja wie jede Sage und wie jedes Märchen auf einem Kern Wahrheit beruht. Aber es gibt viel mehr, als man meint und denkt. Es gibt alles, querbeet, ein Querschnitt durch die Bevölkerung, das Äußere ist völlig egal.

Auf Ihren Fotos sind dann ja auch nicht nur Frauen in Holzfällerhemden, sondern beispielsweise auch sehr schicke Frauen, jugendlich in Baggy Pants zu sehen. Oder ältere Herren. Oder Familien.

Ich will eben auch zeigen, dass lesbisch, schwul, queer, inter-, trans- und bisexuell zu sein, keine Frage des Alters, der sozialen Schicht, des Kleiderstils oder auch des Berufs ist.

Bei Ihren offenen Shootings beispielsweise auf Straßenfesten können Sie aber nicht beeinflussen, wer kommt. Sie wissen also nicht, ob die Porträtier-



Zeichen setzen gegen Diskriminierung und Schubladendenken: zwei von Tausenden „Andersrumportraits“ Fotos (2): Alexa Seewald

ten nicht doch einfach Heteros sind.

Indirekt beeinflusse ich über die Wahl des Shooting-Ortes wer auf die Fotos kommt. Wenn ich also beim CSD, beim Lesben-Frühlingstreff, beim L-Beach, beim Schwul-lesbischen Neujahrsempfang oder beim Regenbogenfamilientag fotografiere, weiß ich ja ungefähr, wer kommt. Ich klammere aber niemanden aus, der sich fotografieren lassen will. Doch es bleibt natürlich ein Projekt gegen Homophobie und deswegen fotografiere ich in erster Linie Homosexuelle. Oder sagen wir: Alle, die nicht der Heteronormativität entsprechen.

Was soll dabei herauskommen? Das Ziel ist, dass es irgendwann nicht mehr wichtig ist und akzeptiert wird, dass die sexuelle

Orientierung überhaupt keine Rolle spielt. Wir diskutieren ja auch nicht darüber, ob ich Schütze bin oder blonde Haare habe. Outing ja oder nein, im Beruf oder nur privat? All diese Fragen sollte es gar nicht mehr geben.

Open-Air-Ausstellung „Andersrumportrait“: 5. bis 7. August, Hamburg, Jungfernstieg. Offenes Fotoshooting am 6. August. Im Internet: <http://andersrumportrait.de>

Alexa Seewald

■ 28, wuchs als Tochter eines Diplomaten und einer Ethnologin in Uruguay auf. Studierte Kommunikationsdesign in Hamburg, wo sie 2010 das neue Medizinhistorische Museum des Uniklinikums gestaltete.



Innen haben schriftliche Beiträge verfasst zu diesem Geburts-

„Wir sehen nur, was wir zu sehen er...

SICHTBARKEIT (I) Mann oder Frau? Schwul oder hetero? Für ihr Projekt „Andersrum-portrait“ hat die Hamburgerin Alexa Seewald 2.000 Menschen von hinten fotografiert. Ein Gespräch darüber, dass der Schein trügt – und Klischees auch einen wahren Kern haben können

INTERVIEW ILKA KREUZTRÄGER

taz: Frau Seewald, wieso fotografieren Sie Menschen von hinten?

Alexa Seewald: Die Idee ist entstanden, als ich im vergangenen Jahr gefragt wurde, ob ich beim Lesben-Frühlingstreff in Hamburg einen Foto-Workshop übernehmen wolle. Ich wollte, denn ich war neugierig: Wie sehen Lesben aus? Wie steht es mit den Klischees?

Und das finden Sie heraus, indem Sie Rückseiten fotografieren?

Die Projektidee ist simpel: Es geht einfach darum, Personen in dem Wortspiel „Andersrum“ für das Andersrum-Sein zu fotografieren. Jedes Portrait setzt ein Zeichen gegen Diskriminierung und Schubladendenken. Ich möchte Vielfalt zeigen und die Zwischenbereiche jenseits der Klischeebilder abbilden. Denn im Alltag sehen wir oft die Welt durch die Brille der Gewohnheit. Und so sehen wir nur, was wir zu sehen erwarten.

Auf vielen Ihrer Fotos ist beispielsweise nicht zu erkennen, ob die Porträtierten Männer oder Frauen sind. Die Brille für Frau beziehungsweise Mann funktioniert schon mal nicht.

Es geht im Projekt tatsächlich ums Schubladendenken. Ich will das nicht generell verurteilen, weil es im Alltag sogar notwendig ist: Wenn der Mensch nicht gelernt hätte, in Kategorien zu denken, um die Flut an Informationen zu filtern, würde er wohl verrückt werden. Das Hinterfragen solcher festgefahrener Gedankenmuster kann allerdings nicht schaden. Aber ich hasse es, wenn man in Extremen denkt, total feministisch beispielsweise oder wenn man sich in einem Bereich extrem und über die Maßen engagiert. Das führt nämlich auch dazu, dass gerade Menschen, die nicht so viel Kontakt zu Homosexuellen haben, meinen zu sehen, wer schwul und wer lesbisch ist und wer eben

nicht.

Ein Beispiel?

Ich habe zwei junge Frauen mit Hut und Minirock fotografiert, die vom Optischen her überhaupt nicht in das Raster „Lesbe“ fallen. Auch wenn die beiden das offen ausleben, werden sie vom Betrachter nicht als lesbisch erkannt, bloß, weil sie in keiner Weise dem Bild entsprechen, das viele von Lesben im Kopf haben.

Verstehe. Aber um zu zeigen, dass das Liebesleben nicht an Äußerlichkeiten zu erkennen ist, müssten Sie nicht die Rückseite der Leute fotografieren.

Stimmt, aber ich hatte auch angenommen, dass viele sich vielleicht nicht geoutet haben oder ein Problem damit haben, sich fotografieren zu lassen.

War diese Sorge denn begründet?

Überhaupt nicht, es war vielmehr mein eigenes Vorurteil. Ich musste feststellen, dass die meisten sich im Gegenteil viel lieber von vorne hätten fotografieren lassen. Viele sehen das Projekt als Chance, um Präsenz zu zeigen und ein Zeichen gegen Homophobie, Stigmatisierung und Schubladendenken zu setzen.

Mittlerweile sind bei großen Shootings in Berlin, Hamburg und Karlsruhe insgesamt an die 2.000 Porträts entstanden. Haben Sie denn jetzt eine Antwort auf Ihre Frage gefunden: Wie sieht die Szene aus?

Naja, durch das Projekt hat sich schon bestätigt, dass jedes Klischee ja wie jede Sage und wie jedes Märchen auf einem Kern Wahrheit beruht. Aber es gibt viel mehr, als man meint und denkt. Es gibt alles, querbeet, ein Querschnitt durch die Bevölkerung, das Äußere ist völlig egal. **Auf Ihren Fotos sind dann ja auch nicht nur Frauen in Holzfällerhemden, sondern beispielsweise auch sehr schicke Frauen, jugendlich in Baggy Pants zu sehen. Oder ältere Herren. Oder Familien.**

Ich will eben auch zeigen, dass lesbisch, schwul, queer, inter-, trans- und bisexuell zu sein, keine Frage des Alters, der sozialen Schicht, des Kleiderstils oder auch des Berufs ist.

Bei Ihren offenen Shootings beispielsweise auf Straßenfesten können Sie aber nicht beeinflussen, wer kommt. Sie wissen also nicht, ob die Porträtier-



Zeich
Taus
ten
sind
Indi
Wah
die
bein
ling
Schw
emp
gen
weil
kom
mar
ren
tür
pho
re i
elle
nich
ent
Was
Das
nich
zep